

Das seidene Kleid.

Erzählung von B. Wittweger.

Hans Werder konnte heute kaum die Heimkehr seiner jungen Frau erwarten. Er freute sich so innig auf die strahlende Miene, mit der sie die Karte betrachten würde, die zierlich gestochenen Zeilen: „Herr und Frau Martin Stark geben sich die Ehre, Herrn Buchhalter Werder und Frau Gemahlin für den 20. d. M. Abends acht Uhr zu Thee und Tanz ergebenst einzuladen.“

„Ach, wie begreiflich da Haus Werder fand! Lissy hätte seiner Meinung nach an einem Fürstentum glänzen können, stolz und schön, wie sie war, eine Perle, freilich leider eine Perle, der die rechte Krönung fehlte.“

Hans verachtete gern auf das nicht unbedingt Notwendige, nicht so seine Frau. In Lissy, die immer, erst bei der veritablen Mutter, dann in spärlich besetzten Stellungen, in Enge und Unsicherheit gelebt hatte, erwachte nun, da zum ersten Mal gesicherte Verhältnisse sie umgaben, bald der Wunsch nach mehr. Die anbetende Liebe ihres Mannes, das Dasein des Kindes genügen ihr nicht völlig zur Ausfüllung ihres Daseins.

Im Stillen hatte er gehofft, mit der Geburt des Kindes würde Lissy zufriedener werden, aber diese Hoffnung hatte sich nicht erfüllt. Lissy liebte wohl ihren Kleinen, aber sie ging doch nicht völlig in Mann und Kind auf.

Ganz glücklich machte darum heute den jungen Mann die Einladung seines Chefs, und er lief in seiner freudigen Erregung von einem Fenster zum anderen, um zu sehen, ob Lissy nicht käme. Es war Sonntag, und sie war zur Kirche gegangen. „Doch man doch einmal unter Menschen kommt“, hatte sie halb scherzend, halb bitter beim Abschied gesagt. Er hatte sie, nochwendiger Privatbriefe halber, heute nicht auf begleiten können.

Es ist so still um ihn her. Der kleine Hans schläft im Nebenzimmer, das Mädchen schafft in der Küche. Jetzt endlich hört er ihren leichten Schritt im Flur, und schnell reißt er die Tür auf und umfaßt mit einem heißen Blick die geliebte Gestalt. Wie schön sie ist, seine Lissy!

„Herzlieb, liebes — da hab' ich aber eine Überraschung für dich. Sieh her!“ Gespannt beobachtete Hans sein Weib. Einen Augenblick leuchteten ihre Augen in frohem Erstaunen auf, und mit einem tiefen Atemzug kommt's aus ihrem Munde: „Ach, das ist doch endlich einmal etwas!“

„Aber Lissy, du hast doch dein Brautkleid, es ist noch kaum getragen. Und es steht dir so entzückend.“

„Mein Brautkleid!“ Sehr verächtlich klingen die Worte. „Mein Brautkleid! Ein weißes Wollkleid, unmöglich zu dieser Gelegenheit. Und es ist auch so entsetzlich kleinbürgerlich, wenn eine junge Frau nichts anzuziehen hat als das immer wieder chemisch gereinigte, aufgearbeitete Brautkleid.“

„Nein, ich sage nicht ab, Lissy. Es muß ermöglicht werden — wie, weiß ich selbst noch nicht. Absagen — nein, das hieße doch meinen Chef geradezu beleidigen.“

„D, das finde ich nicht. Sag' ihm doch einfach, deine Mittel erlauben dir nicht, solche Gesellschaften mitzumachen.“

„Das kann ich nicht. Es käme unbeschreiblich heraus, wenn ich sagen wollte, ich hätte nicht genug. Ich werde vorläufig aufpassen, vielleicht findet sich ein Ausweg. Absagen kann man immer noch. Sag', Herzlieb, kannst du's wirklich nicht einrichten mit deinem Brautkleid?“

„Auf keinen Fall, Hans. Halte es, wie du willst, ja zu oder lehne gleich ab — ich kann nur erklären, daß ich ohne eine durchaus passende Toilette nicht an einem solchen Feste teilnehmen, so gern, ach so gern ich's thäte!“

er fand nicht den Muth dazu. Es kamen ihm in solchen Augenblicken Zweifel an ihrer Liebe, und ihre Liebe war sein Leben, das höchste, Beste in seinem ganzen Dasein.

Es ist am Montag Abend. Tief verstimmt, ermüdet und überreizt packt Hans Werder als letzter der Beamten des Hauses stark seine Bücher und Schriften zusammen. Er hatte sein heutiges Pensum nicht eher erledigen können und ist deshalb länger als sonst geblieben. Immer sieht er die unglückliche Miene der geliebten Frau vor sich, ihre verweinten Augen, und er erscheint sich fast wie ein Verbrecher. Warum ist er kein Genie, warum waagt er es nicht, zu spekulieren, wie so mancher Colleague, warum versteht er es nicht zu Geld zu kommen? O, dieses Denken, dieses Sinnen, es macht ihn ganz wirr im Kopfe! Er muß sich zur Arbeit zwingen und am Abend nachhaken, was er veräußert hat.

Doch endlich ist alles erledigt, nun kann er gehen. Er schließt sein Koffer ab, greift nach Ueberzieher und Hut, dreht das elektrische Licht aus und verläßt das Comptoir. Aus der Nebenstube tritt eben sein Chef. „Nun, mein lieber Werder, so spät heute? Gab's besonders viel?“

„Ich konnte nicht eher fertig werden, Herr Stark, ich hatte Mittags Kopfschmerzen und war unfähig zu arbeiten.“ Das war ja keine Lüge. „D, dann hätten Sie besser nicht so lange bleiben sollen; aber ich weiß schon, Sie lieben keine Rufe, und das ist ja nur lobenswerth. Was ich noch sagen wollte, ich freue mich, daß Sie unsere Einladung angenommen haben. Meine Frau ist ganz entzückt von Ihrem jungen Frauchen, und im Vorjahr waren wir durch unsere Familienverhältnisse, Sie beide bei uns zu sehen.“

„Na, nun bin ich auch bald fertig hier unten. Muß nur noch eine Sendung für meinen Jungen erledigen. Meine Frau will dem Ertragszuschuß, den ich ihm zum Geburtstag zugebacht habe, ihre mütterlichen Wünsche beilegen, und da muß ich eben noch mal hinauf. So'n Garde-Einjährige kostet ein schönes Geld, und Berlin ist ein theureres Pflaster. Lassen Sie die Corridorthür nur gleich offen, Herr Werder, ich komme sofort zurück. Guten Abend!“

Damit wendete sich der Chef nach der Treppe des alten, winkligen, weitläufig gebauten Patricierhauses. Hans Werder hat schon die Hausthür erreicht, als ihm ein Brief, der zu einem wichtigen Brief, der zur Post muß, vergessen hat. Rasch kehrt er nochmals in das Comptoir zurück, ergreift im Dunkel den Brief, und dann — dann findet er sich, von einem unwiderstehlichen Antriebe beherzcht, in der Thür, die zum Privatcomptoir des Chefs führt. Mit raschem Blick überfliehet er alles, den Fünfhundertmarkschein dort auf dem schwarzen Pult neben dem Geldbrieffumschlag, das weit geöffnete Fenster — Herr Stark liebt die frische Luft — draußen weht heftiger Sturmwind, und uytrem Fenster streift das Wasser! „Ich bin eben dabei, meinem Jungen einen Ertragszuschuß zu schicken.“ Diese Worte des Chefs klingen in ihm nach, und dann hört er sich selbst laut sprechen: „Ach was, er empfindet's nicht, — was sind ihm Fünfhundert Mark? Ein Nichts, und ich — mir bleibt dadurch die Liebe meines Weibes erhalten!“

Stunden nur sind vergangen, seit Hans Werder den Raum betreten hat, und schon findet er sich auf der Straße, und in seiner Brusttasche knistert ein Fünfhundertmarkschein. Hans Werder ist jetzt ganz ruhig und kalt. Nun kann Lissy das seidene Kleid haben, auch was sie sonst noch braucht. Und sie wird strahlen vor Freude und so lieb zu ihm sein.

Nur ein Dieb bist du, Hans Werder, ein gemeiner Dieb, ein ganz gemeiner Dieb! — Wer ruft nur das immer? Ach so, kein Mensch, nur da drinnen Kling's, in seinem Inneren, und der Wind braust's, und unter seinen Schritten knarrt's immer, das eine Wort: Dieb — Dieb — Dieb!

Hans Werder verlebte die folgenden Tage wie im Fieber. Um seinen Argwohn in ihr aufkommen zu lassen, eröffnet er es erst am dritten Abend seiner Frau, daß er nunmehr in der Lage sei, ihr eine passende Toilette zu dem Feste zu beschaffen. Er habe sich vor längerer Zeit an einer Speculation beteiligt, die Sache habe sich wider Erwarten schnell zu seinen Gunsten entschieden und ihm einen Gewinn von fünfshundert Mark gebracht. Sie möge nun ihre Zurüstungen treffen.

Unter eifrigen Vorbereitungen vergehen der jungen Frau die Tage bis zum Feste und sie sieht alles im rosigsten Licht. Und dann führt Hans Werder, der in einem ganz seltsamen Zustand, fast wie im Traum, die letzte Zeit verbracht hat, sein schönes Weib in einer dieser Schönheitswirdigen Toilette in das Haus seines Chefs, den er — bestohlen hat!

Und von diesem Augenblick an beginnt es. Die Neue, die quälende, nagende Neue packt ihn. In die Erde hätte er sinken mögen, als die erstfreundlichen Augen des bejahrten Mannes wohlgefällig auf der Erscheinung der jungen Frau seines Buchhalters ruhen, als Frau Stark Lissy mit herzlichen Worten willkommen heißt und ihr ein Compliment über ihre geschmackvolle, kleidsame Toilette macht. Es ist ihm, als müsse er wahrhaftig werden. Das Blut strömt

ihm zum Herzen, und er hätte laut aufschreien mögen, seine Schuld hinauszuweisen, um sich zu befreien. Lissy ahnt nichts von dem Zustand ihres Mannes. Sie schwimmt in Banne, gefeiert, umschwärmt von jung und alt.

Die erhöhte Stimmung, in der Frau Lissy sich vor dem Feste befunden hat, und die sie so gern noch festhalten möchte, muß aber bald ernstlicher Sorge weichen. Hans ist nicht ausgesprochen trant, er geht täglich zur bestimmten Stunde ins Geschäft, er spricht und lacht, aber so ganz anders als früher. Kaum ein paar Bissen isst er bei den Mahlzeiten, und er sieht nach kurzer Zeit ganz verfallen aus.

Als der Zustand ihr immer bedenklicher erscheint, bittet sie hinter des Gatten Rücken ihren Hausarzt, einmal scheinbar zufällig zu kommen zu einer Zeit, da Hans sicher zu Hause ist. Aber der erfahrene Mann kann nichts feststellen als hochgradige Nervenlähmung. „Das Uebel unserer Zeit“, so meint er achselzuckend und rüth zu reichlicher Bewegung in der Luft. „Am besten ein Rad anschaffen, um dem Bereich der Großstadt so oft als möglich entziehen zu können.“

„Ach Schatz, wie gut, daß du noch von dem genommenen Geld hast!“ So spricht Lissy, nachdem der Sanitätsrath gegangen ist. „Nicht wahr, nun taufst du dir ein Rad, und dann bist du bald wieder ganz gesund.“

„Ich mir ein Rad? Von dem Geld? Bist du von Sinnen — für mich — von dem Geld?“ So schreit Hans auf, und seine Stirn röthet sich und die Augen glänzen in fieberischem Glanz. „Aber Hans, Liebster, was hast du nur? Wie kann dich der Vorschlag so erregen?“

„Ach, nichts, nichts — ich meine, das Geld, hm, es könnten Fälle eintreten — das Geld, es ist für dich — ich will nichts davon, ich — ja, und nun muß ich gehen — unter Menschen, ich brauche Berührung, das ist alles.“

Damit verläßt er hastig das Zimmer, und gleich darauf hört Lissy, wie er die Vorstaltthür hinter sich schließt. Die junge Frau seufzt tief und schmerzlich. Ist das ihr Hans, ihr heiterer, gleichmüthiger Hans, der sonst mit so viel Liebe und Geduld ihre Launen und Schwächen getragen hat? Nun ist's ungeliebt. Aber in der Sorge um ihn wächst und erstarkt ihre Liebe, fällt die Selbstsucht von ihr ab. Nur noch für Mann und Kind lebt sie jetzt. Das seidene Kleid hängt verpackt im Schrank. Frau Lissy denkt nicht mehr an Feste.

Dann kommt eine furchtbare Stunde! Die Frau des Procuristen, die erst seit Werders beim Chef eingeladen waren, Frau Lissy ihrer Beachtung für werth hält, macht ihr einen Besuch. Von dem und jenem schwatzen die beiden Frauen, auch von dem herrlichen Feste schwärmt der Besuch nach, und Lissy seufzt im stillen bei dem Gedanken daran, daß dieses Feste ihr letzter froher Tag gewesen ist. Seit dem Feste ist ihr Hans so traurig verändert.

„Gott, es ist ja schließlich keine Kunst, so was zu arrangieren“, so plaudert die lebhafteste Frau, „wenn man Geld genug hat, wenn es auf ein paar hundert Mark mehr oder weniger nicht ankommt. Denken Sie nur, gerade einen Tag, nachdem Star's die Einladungen erlassen hatten, wartete ich mal — ja, am Montag — da ist Herr Stark aus seinem Privatcomptoir ein Fünfhundertmarkschein

zum Fenster hinaus ins Wasser geflogen. Es kann nicht anders sein. Er wollte das Geld seinem Sohn zum Geburtstag schicken und ging nur noch einmal nach oben, um einen Brief seiner Frau zu holen. Als er herunterkam, war der Schein verschwunden. Herr Stark hat's selbst meinem Manne erzählt, aber ihm den Mund verstopft. Er wollte sich wohl nicht auslachen lassen, denn der Schein kann nur zum Fenster hinausgeflogen sein. Es war unten gar niemand mehr um den Weg; Ihr Mann, Frau Werder, ging eben als letzter nach Hause. Ja, so, eigentlich hart' ich's Ihnen auch nicht erzählen sollen. Herr Stark meint, es würde so leicht ein falscher Verdacht ausgesprochen, und das wollte er um die Welt nicht.“

Damit schließt die Erzählerin ihren Bericht, und nach einer Weile drückt sie auf, denn sie glaubt zu bemerken, daß sie liest.

Lissy weiß nun alles, sie sieht mit einem Mal ganz klar. Achzend bricht sie am Betischen ihres Kindes zusammen. Qualen leidet sie bei dem Gedanken: du hast deinen Gatten zum Dieb gemacht! Der arme, arme Mann! Keinen Vorwurf hat sie für ihn, auch nicht in Gedanken. Sie allein trägt die Schuld. O, könnte sie föhnen, helfen, den Geliebten befreien von seiner Last! Aber wie? Ihr Hans wird zu Grunde gehen an dieser Schuld, sie fühlt es. Wie gern, o, wie gern möchte sie sich mit ihm aussprechen, möchte ihm rathen: Geh hin zu deinem Chef, gesteh ihm alles, ohne Rücksicht auf mich und das Kind. Nimm die Strafe auf dich, und laß uns nachher drüben, jenseits des Meeres ein neues Leben beginnen. Aber sie weiß, das würde ihn in den Tod treiben. Aus Liebe zu ihr ist er zum Dieb geworden, aus Liebe zu ihr würde er sterben. Also muß sie allein handeln. Sie muß es auf sich nehmen das Ungeheure, selbst den Gatten der Schuld anzuklagen. Sie muß die Last des Schwereins von ihm nehmen, und dann, wenn er sieht, daß nichts mehr zu ändern ist, wird er die Folgen tragen wie ein Mann.

Und so geht sie denn eines Tages den schmerzlichen Gang ihres Lebens, nachdem sie am Bettchen des Anbaben um Muth und Kraft gebetet hat. Hinreichend in ihrer jetzt durch Leid und Schmerz vergeistigten Schönheit, ein ruhendes Bild, so steht sie vor dem alten Herrn, der sie gütig, wie immer, auffordert, ihr ihre Anliegen vorzutragen.

Sie berichtet ihm Alles; sie schildert die tiefe Liebe ihres Gatten zu ihr, dem armen Mädchen, das er, ohne nach äußeren Gütern zu fragen, zu der Seinen gemacht hat. Sie findet für sein Bild die hellsten Farbentöne, für ihr eigenes nur einen Schatten. Ihre Unzufriedenheit, ihre Sehnsucht, eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen, all das malt sie in ihrer Erregung lebhaft aus, und zuletzt, kaum noch verständlich, bringt sie es heraus, das Ungeheure, die Schuld ihres Gatten.

Martin Stark hat die Erregte ausreden lassen ohne ihr ein einziges Mal ins Wort zu fallen, weil er fühlt, daß er ihr damit die größte Wohlthat erzeigt. Nun freicht er der jungen Frau mild beruhigend über die zitternden Hände. „Haben Sie Dank für Ihre Offenheit. Ich will mir alles in Ruhe überlegen. Aber einjaage ich Ihnen schon jetzt: Sie sind eine brave Frau, in Ihrer früheren Schwäche und in Ihrer jetzigen

Größe ein ganzes Weib. Und ich denke kleiner von Weibe nach dieser Stunde! So, nun gehen Sie, und holen Sie morgen Mittag um ein Uhr Ihren Gatten hier ab.“

Am folgenden Mittag wandert ein glückliches Menschenpaar Arm in Arm die Promenade entlang; der Mann, Hans Werder, noch mit etwas wankenden Schritten und müden Bewegungen, Frau Lissy strahlend in reiner heiliger Freude. Ihr Opfer ist weit über Erwartung gelohnt worden. Martin Stark hat wie ein Vater mit seinem jungen Buchhalter gesprochen und ihm volle Verzeihung gewährt. Am nächsten Morgen soll er an die in einer mitteldeutschen Stadt befindliche Filiale des Geschäfts übersiedeln, um in anderer Umgebung den Nachhall des Erlebten leichter zu überwinden. Die fünfshundert Mark sollen ihm, soweit sie nicht noch vorhanden sind, auf seine dringende Bitte nach und nach vom Gehalt abgezogen werden. Herr Stark fühlt, daß er dabein willigen muß, beschließt aber im stillen, Hans Werder's Gehalt statt erst in zwei Jahren schon jetzt zu erhöhen.

„Geben Sie mit Gott, lieber Werder“, so lauteten des gütigen Mannes Abschiedsworte, „und genießen Sie Ihr wiedergewonnenes Glück. Sie danken es Ihrer Frau, in der weibliche Schwäche und weibliche Liebestraft so ausgeprägt sind, wie es vielleicht selten der Fall ist. Doch die Kraft hat gesiegt über die Schwäche, und so prophete ich Ihnen beiden eine glückliche Zukunft.“

Hans Werder bringt es durch Fleiß, Eifer und glückliche Begabung zu großen Erfolgen in seinem Beruf. Frau Lissy, immer noch eine schöne, natürliche Erscheinung, die glückliche Mutter zweier wohlgerathener Kinder, steht dem Hause ihres einst angesehenen Stellung in der Stadt einnehmenden Gatten in passender Weise vor. Nur eine Schrunke hat sie, über die ihre Bekannten manchmal die Köpfe schütteln: sie trägt niemals Seide.

Weiße Rosen — gelbe Rosen.

Novellette von Alfred von Hedebrjerna. Aus dem Schwedischen von Hans Graf.

Das schöne Gretchen Schwertfeld meinte nie schönere Rosen gesehen zu haben, als diese duftigen Kelche, die sie an ihr glühendes, thränenüberströmtes Gesichtchen trieb.

Fähnrich Helmschild hatte gestern Abend mit bebenden Lippen gebeten, sie möge heute in aller Morgenfrühe in den Garten kommen. Ihre Lippen balten ein leises „Nein“ gebildet, aber in ihren aufflammenden Augen hatte er gelesen, daß sie zur bestimmten Stunde dennoch dort sein würde. Und als von ungefähr Verdesqrappel an ihr Ohr schlug, hätte keine Macht der Erde sie in ihrem Kammerchen zurückhalten vermocht.

Ein unbestimmtes banges Ahnen erfüllte ihr Herz, sodas es stürmisch pochte. Sie wußte, daß ihr der Fähnrich etwas zu sagen hatte, — wenn nicht heute so doch morgen, oder ein anderes Mal. Sie wußte es, denn das Weib seiner Stimme und die Gluth seines Blickes hatten ihn verrathen und sie zitterte davor, daß, wenn er heute wieder bittend zu ihr aufschauen würde, ihre Lippen wohl ein kaum hörbares „Nein“ flüstern würden, indeß ihr Herz leidenschaftlich rufen wird: „Ja.“

Interd die kleinen Füßchen den Part entlana trippelten, überleale sie hundertmal ihre Lage. Ihr Oheim hatte sie aus Mitleid zu sich in's Haus genommen. Der Vater bankrott, die Mutter krank, die Geschwister seien einer trostlosen Zukunft entgegen — wenn — wenn —

Ach, und sie braucht ja nur die Hand auszustrecken, so gehört ganz Stromfand mit seinem Part, seinem Schwawenteich, seinen Reichthümern, mit sammt dem Kammerer Sternensflug ihr, ihr allein. Heute, morgen, wenn sie will!

Ach und sie hatte doch den Fähnrich so lieb, so lieb! Wie sie einander zuletzt gegenüberstanden, im strahlenden Morgenlicht, beide so jung, und so feurig!

„Gretchen!“

„Gretchen!“ wiederholte er mit bebender Stimme. Er sprach wenig und sicherlich nicht in schongewöhnten Worten: er war ja noch so jung und sie seine erste Liebe. Aber sie hörte nicht mit dem Verstand, nur mit dem Herzen; hatte sie ja doch all' dies schon im Traum gehört, oft, sehr oft — auch heute Nacht.

Ihr Herz bochte laut und sie bebte an allen Gliedern. Sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen, um seinem Blick zu begegnen, aber sie wagte auch nicht, das vernichtende „Nein“ hervorzuwringen.

Fähnrich Helmschild wußte wohl, daß selbst die verliebtesten jungen Mädchen nicht gleich „Ja“ sagen, und wollte sie an sich ziehen, um die Antwort von dem purpurüberglühenden Gesichtchen zu lesen, da entwand sich Gretchen so todtenbläß seiner Umarmung, daß er erschrad.

Seine Red's ließ den Strauch wichtiger Rosen fallen, den er ihr gebracht und als er sie von der Erde aufhob und ihr sie überoab, flüsterte er reumüthig: „Verzeihen Sie mir, Fräulein Gretchen, wenn ich Sie beleidigt habe, oder wenn meine Frage aufdringlich gewesen. Aber wollen Sie mir einen Hoff-

nungsschimmer gewähren auf die Frage, die ich heute zum ersten und letzten Mal an Sie richte, so stecken Sie heute Abend eine dieser weißen Rosen in's Haar. Leben Sie wohl, Fräulein Gretchen.“

Und sporenkirtend eilte er davon. Die Gartenkühe knarrte, dann war alles still. Gretchen stand noch immer regungslos auf derselben Stelle und in ihren Augen blühten sterrliche Tropfen. War's Thau oder waren's gar Thränen?

Gleich einer Nachtwandlerin kehrte sie in ihr Zimmer zurück und starrte traumerlorn vor sich hin, bis Pflanzentrappe und Küberrollen sie aus ihrem Sinnen aufschreckten.

Der Kammerer, Excellenz Sternensflug, war mit seinem herrlichsten Biergeschpann vorgefahren und Gretchen fühlte das Blut in den Adern stark werden, als ihre Tante sie mit lächelnder Miene in den Salon rief. Sie wußte, was nun folgen würde.

Der Kammerer war ein wohlsonstigerer Fünfziger und ein viel routinierter Freier, als der arme Fähnrich Helmschild. Auch wußte er seine Worte viel zierlicher zu setzen. Gretchen aber war schon und schüchtern und konnte kaum zwei Worte sprechen. In ihrer Verlegenheit aber war sie so regungslos und anmüthig, daß sein Entzücken sich zu heller Begeisterung steigerte und er der Tante, der Gretchens Zurückhaltung arg mißfiel, gar begünstigend zulusterte:

„Oh ma there, machen Sie sich nichts daraus. Gretchen ist ein Engel und man darf sie nicht erschrecken. Quelle apparation! Lassen wir ihr Zeit! Sie ist so charmante. Sehr charmante! — Parole d'honneur, tres charmante! — Aber jetzt muß ich mich empfehlen. — Auf Wiedersehen heut' Abend! Au revoir.“

Und im Vollgefühl seines Sieges verabschiedete er sich von Gretchen auf so eigentümlich verkehrte Weise, als wäre sie schon seine Braut. Ja selbst ihr Dntel mußte darüber lächeln. Dann rollte seine elegante Equipage mit ihm davon, nachdem er vorher die Erlaubnis erbeten, Gretchen einen Strauch der schönsten gelben Rosen zu Füßen legen zu dürfen.

Um sechs Uhr war Gretchen baubereit. Auf ihrem Tisch dufteten die schönsten gelben und die schimmerndsten weißen Rosen. Gelbe oder weiße? Nur war, als bedeuteten die gelben Kelche ihr Todesurtheil.

Wenn nur der Andere nicht käme! Wenn sein ganzes Herz, sein ganzes Leben nicht an dieser Hoffnung hingelagte.

Schon wollte sie mit bebender Hand nach einer der gelben Rosen greifen, da — ihr plötzlich eine Idee durchs Köpften.

„Annette!“

Das Stubenmädchen erschien. „Ich kann die Arme nicht heben, Annette, steden Sie mir eine Rose in's Haar aber schön, hören Sie, Annette?“

„Eine weiße oder eine gelbe, Fräulein?“

„Was — was für — eine — Sie wollen.“

„Annette, was ein prächtiges Bild auf die Rosen, quiff nach einer halbverlorenen gelben Knospe und stecke sie in Gretchens Haar.“

„Ach, verzeihen Sie, Fräulein, hab' ich Sie getöndelt?“ Gretchen war zusammenersackt.

„Nein, ich danke, es ist gut so, ganz gut.“

Kalter Schwelb bedeckte ihre Stirn und ein Schüttelfrost durchfuhr ihre schlanke Gestalt: als sie die Treppen hinabstieg, stürzten ihre Aniee.

Die Gäste waren schon vollständig versammelt und der Kammerer strahlte vor Befriedigung, als Gretchens einmüthige Gestalt auf der Schwelle erschien. Aber aus dem Rahmen der gewöhnlichen üblichen Thier hatten sich große braune Augen so iobtrüchtig an und in diesen Augen las sie eine so unendliche Verzweiflung, so unerträgliches Kummer, daß Armuth, Reichthum, Furcht und Zwang nur zu mindlichen Nichtigkeiten zusammenschürmpten diesem trostlosen qualvollen Leid gegenüber.

Halb bemüthlos kehrte sie auf der Schwelle um, rih die gelbe Rose aus den Voden, drückte einen heißen Kuß auf die weißen Blütenkelch und steckte mit fieberisch zitternden Händen eine davon in ihr Haar.

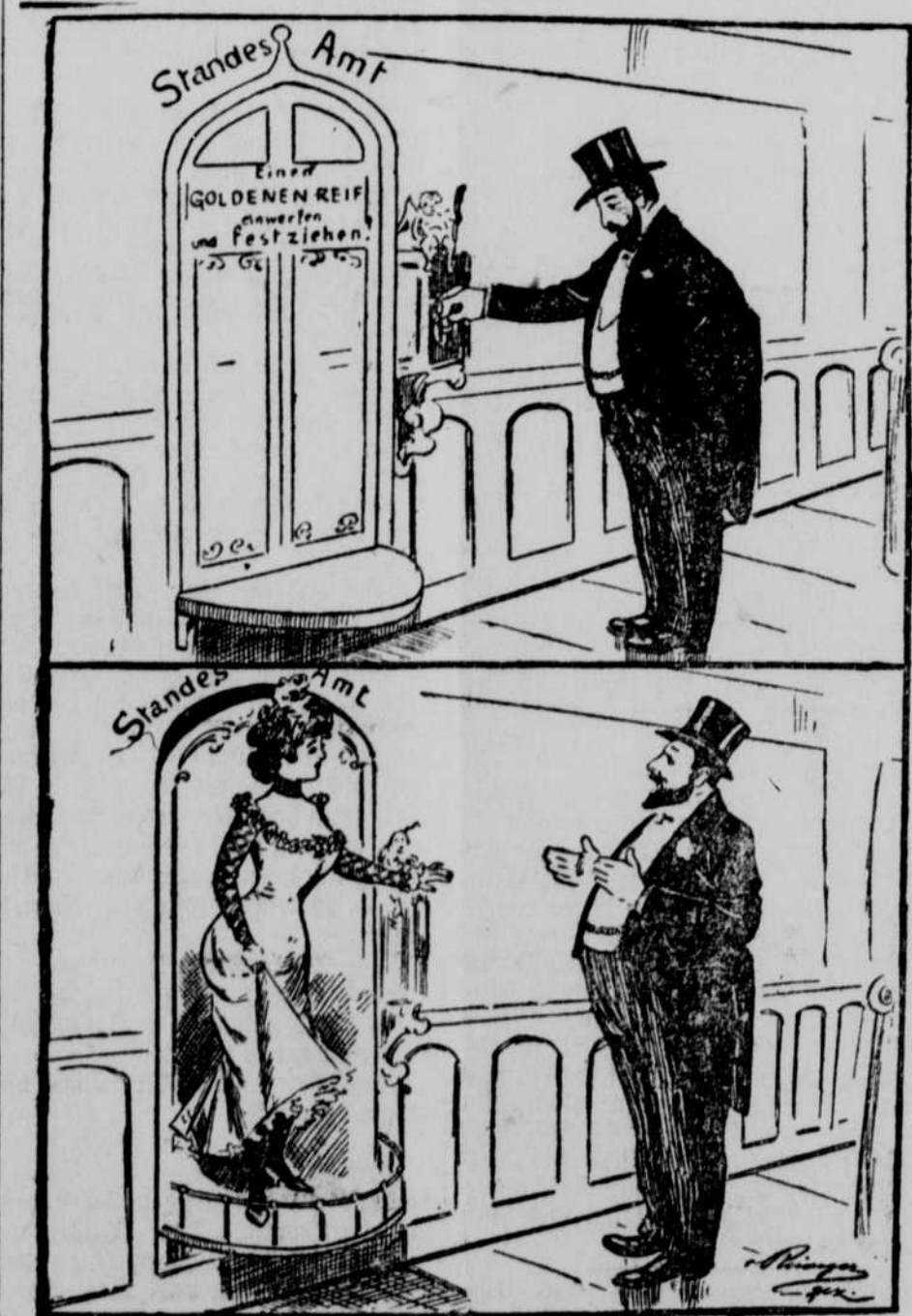
Komme, was da kommen mag. Ihr war, als schwebte sie hoch über allem Irdischen. Sie lebte in den Salen zurück und den Kammerer mit so gleichgültigem Blick freizieh, als wäre eine Porzellanfigur, ging sie schnurstracks auf den Fähnrich zu und reichte ihm die Hand:

„Willkommen, Herr Helmschild.“

„Sag, Gretchen, warum bekommst Du an dem Jahrestag Eurer Hochzeit immer weiße Rosen, von Dinein Mann?“

„Weil die weiße Rose das Symbol meines Liebesbildes ist“, erwiderte der Major, der die Frage gehört hatte. Und nach langen, langen Jahren, als der Tod den Major längst hinweggerafft hatte und Großmama Helmschild so todtenbläß seiner Umarmung, leate sie ihren Kindern und Enkeln an's Herz: „Wenn's mit mir zu Ende geht, Kinder, so möt ihr auf mein Grab pflanzen, was Eure Liebe Euch einigelt, aber in die Hand und auf's Herz, auf's erkalte Hille Herz, legt mir nur weiße Rosen, damit Papa im Himmel oben sein einziges Gretchen erkenne.“

Der Ehe Automat.



Der liebebedürftige Freier wirft einen Ring hinein, ein hübsches Weibchen kommt heraus. Der Automat functionirt tabelleis. Wie oft hat sich aber später so ein Freier gewünscht, daß er sein Weibchen wieder automatisch los werden könnte!